

Unverkäufliche Leseprobe



Geert Mak Niederlande

Herausgeben von Helmut Schmidt und
Richard von Weizsäcker
192 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-57855-7



I

PROLOG

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Eigentlich war es nicht viel mehr als ein kahles Loch in einer grasgrünen Ebene, nur mit ein wenig Schilf umsäumt, einer der vielen Weiher und Tümpel, von denen es im Norden so viele gibt. Der See war gerade breit genug, um darauf segeln zu lernen. Mit dem Fahrrad brauchte man eine halbe Stunde dorthin, von unserem Haus in der Stadt.

Ich war etwa zehn Jahre alt, wir waren ein kleiner Club von Freunden, ich erinnere mich an endlos lange, regnerische Nachmittage, an bräunliches Wasser, gelblich weiße Gischt auf den Wellen, die lehmige Erde am anderen Ufer, an die Düsenjäger des nahegelegenen Luftwaffenstützpunktes, die am Himmel entlangdonnerten – «Die hauen die Russen bestimmt in die Pfanne!» –, an die glitschigen Planken der alten, irgendwann in den dreißiger Jahren gebauten Schwimmstege, an das Restaurant, wo manchmal reiche Leute aßen, an die Pflege der Baumwollsegel – «Trocknen müssen sie, trocknen.» – und an das mühsame Pedaltreten auf dem Heimweg. Wir brüllten unser Lied gegen den Wind, eines dieser munteren holländischen Fünfziger-Jahre-Lieder:

«Hagel, Schnee, Sturm, Regen und Wind
kümmern uns nicht, weil wir abgehärtet sind!»

Die Straße hieß De Zwarteweg, und den Moortümpel nannte man Grote Wielen. In sehr eisigen Wintern war hier manchmal das Ziel der Elfstättetour, des berühmten Schlittschuhmarathons, der fast

zweihundert Kilometer weit über Seen und Flüsse führte. Das war ein knochenharter Lauf, der nur alle paar Jahre veranstaltet werden konnte und den eigentlich nur meisterhafte Schlittschuhläufer und bärenstarke Knechte bewältigen konnten.

Auch spukte es dort manchmal. Im vorigen Jahrhundert hatte ein gewisser Sake Wessels, ein umherziehender Kaufmann, eines nachts ein unmenschliches Jammern aus dem Tümpel aufsteigen hören, und als er ans Ufer trat, da hatte er nach eigener Aussage «eine riesige Menschenmenge» entdeckt, die «lauthals und klar verständlich» rief: «Herr, Herr, wir versinken.» Daraufhin war die Menge in der Tiefe verschwunden, und der Tümpel hatte wieder sein übliches Aussehen angenommen.

Ich hörte diese Geschichte von dem Mann, der mir das Segeln beibrachte, einem alten Schiffer, der mit seiner kleinen Tjalk endlos Modder und Mist transportiert hatte, von einem friesischen Dorf ins andere, durch all die Entwässerungsgräben und Kanäle, in denen heute eine Kunststoffyacht hinter der anderen liegt. Als ich das Wenden und Kreuzen einigermaßen beherrschte, erbte ich von meinem Bruder ein altes Kanu, auf dem mein Vater ein Segel anbrachte. Er hatte wenig Zeit, er arbeitete den ganzen Tag als Seelsorger in einigen Krankenhäusern, und außerdem litt er auch noch unter den Spätfolgen seiner Haft in einem japanischen Kriegsgefangenenlager. Ein solcher Nachmittag mit ihm allein war äußerst kostbar.

Es geschah in eben diesem Sommer des Jahres 1956 – wir hatten gerade eine halbverfaulte Schaluppe gefunden, die Lecks einigermaßen zugenagelt und das Wrack wie eine Trophäe hinter unserem Kanu her in den kleinen Hafen geschleppt –, dass mir plötzlich klar wurde, wer ich war.

Es war auf dem Kies vor dem teuren Restaurant, ich kam aus dem Schuppen, wo die Segel zum Trocknen aufgehängt wurden, als es mir auf einmal durch den Kopf schoss. Dass es niemanden gab, der wie ich war, mit einer Brille, einer schräg abgeschnittenen Tolle, einem Knubbel in der Nase und einem Hemd, das zwickte. Dass ich lebte,

dass ich hier lebte, mit dem Wasser und dem Morast. Dass es, und das machte mir auch Angst, offenbar so sein musste.

Ich habe es nie vergessen, den Augenblick, den Ort.

Ich besuchte damals die Protestantisch-christliche Königin Wilhelmina-Grundschule. Um die Ecke gab es eine stolze, aus roten Steinen errichtete katholische Kirche, aus der hin und wieder schwarzgewandete Pater und Nonnen kamen: ein fremdes Land, in das wir keinen Fuß zu setzen wagten. Ein paar Straßen weiter lag die Schule 16; das war die öffentliche, die staatliche Schule, an der mein Onkel Petrus unterrichtet hatte. Aber mit den Kindern prügeln wir uns nur, das waren «Rote», wie mein Onkel Petrus auch.

Onkel Petrus hatte seine eigene, «rote» Zeitung, Brot und Kuchen kaufte er beim eigenen, «roten» Bäcker, er hörte seinen eigenen, «roten» Radiosender, seine Schüler gingen auf «rote» Universitäten. Er lebte in einer vollkommen anderen Welt, ebenso wie die Katholiken und der liberale Tierarzt ein paar Häuser weiter, die auch ihre je eigene Welt hatten. Trotzdem gingen wir jeden Sonntag zum Kaffeetrinken zu ihm, und er war unser lieber Onkel Petrus. Auch das musste offenbar so sein. In jedem unserer Klassenräume hing über der Tür ein erbaulicher Spruch, in dieser seltsamen friesischen Sprache: «Ruhe lässt rosten!», «Bete und arbeite!», «Kein Durchgang! Hjør net troch!» Ich verstand nichts davon, bei uns zu Hause wurde ausschließlich Niederländisch gesprochen. Doch unsere eigene Protestantensprache verstand ich ebensowenig. Jeden Montagmorgen mussten wir ein Gedicht auswendiglernen aus einer unerschöpflichen Sammlung von Psalmen und Liedern mit Sätzen wie: «Ich bin Staub, dies sterblich' Fleisch wird einst wieder zu Staub ...»; «O Herr, du bist wohlthätig, straf mich doch nicht ungnädig, in deiner Zornesglut ...»; «O Gott, der schützte uns're Ahnen, in Nacht und Sturmgebraus ...»

Wir Schüler skandierten die Texte und wiegten uns dabei in langen Reihen, während Lehrer Schmal mit dem Lineal den Takt schlug.

Als der Mann unserer Königin, Prinz Bernhard, unsere Stadt besuchte, lernten wir auch die Nationalhymne:

*Wilhelm von Nassau
Bin ich von deutschem Blut.*

*Dem Vaterlande treu,
Bleib ich bis in den Tod.*

*Ein Prinz von Oranien
Bin ich ganz unverzagt.*

*Den König von Spanien
Hab ich allzeit geehrt.*

Welch ein irrwitziges Lied! «Von deutschem Blut ...» – obwohl fast all unsere Lehrer sich vor den Deutschen auf dem Dachboden hatten verstecken müssen und jeder wusste, dass man die Deutschen immer in die falsche Richtung schicken musste, dann stand man im Krieg auf der richtigen Seite. Und der «König von Spanien ...»: Was hatten wir mit dem zu schaffen? Spanien, von dort kam jedes Jahr der Heilige Sankt Nikolaus, der niederländische Cousin des Weihnachtsmanns, mehr nicht. Wir standen vor unserer Schule am Straßenrand und sangen, mit Fähnchen winkend, die Nationalhymne, während der Wagen des Prinzen, von Motorrädern eskortiert, mit Höchstgeschwindigkeit an uns vorbeiraste.

In der ersten Erdkundestunde zeigte der Lehrer uns, wo wir wohnten: zuerst unsere Stadt, dann die Provinz, anschließend das Land. Er zeigte uns Fotos: der Hafen von Rotterdam, die Amsterdamer Grachten, der Abschlussdeich, Bauern in den Poldern, Torfstecher in Drenthe, die Philips-Fabriken in Eindhoven, der Flughafen Schiphol mit mindestens zwanzig Flugzeugen. Das waren wir!

Und dann hing er eine Karte von ganz Europa auf. Er zeigte uns die Niederlande. Wie klein wir doch waren. Und dann eine Weltkarte. Er schob einen Stuhl ran, ein Junge musste hinaufsteigen und unser Land zeigen. Ein Stecknadelkopf, das waren wir, mehr nicht. Die ganze Klasse musste lachen, dann wurden wir still.

Wir schrieben es vorn in unsere Hefte, jeder auf seine Weise, so wie das alle Kinder tun: Geert Mak, Westersingel 38, Leeuwarden, Friesland, Niederlande, Europa, Erde, Milchstraße, Universum. Ich bin ich. Das war meine Adresse im Universum, meine höchstpersönliche, gelbe Ohrmarke, wie sie Kühe tragen. Und irgendwo mitten-drin: «Niederlande».

Der Geschichtsunterricht begann. Der Lehrer berichtete über die Entstehung der Niederlande und darüber, wie unsere ältesten Vorfahren, die Bataver, ins Land gekommen waren: in Bärenfelle gehüllt, mit Frauen und Kindern, auf Flößen über den Rhein, aus den finsternen germanischen Urwäldern zum Licht der See. Sie kämpften gegen die Römer, sagte der Lehrer, sie prügeln sie aus dem Land, so wie wir es dann später mit den Spaniern tun würden, und noch viel später mit den Franzosen und Deutschen. Ihr Anführer, Julius Civilis, hatte es schließlich als Erster gewagt, sich gegen die römischen Besatzer unseres Landes zu erheben. Und wir waren die Nachkommen dieses Helden, in direkter Linie.

Er ließ uns, mit dem Lineal den Takt klopfend, ein neues Lied singen:

«Glücklich das Land, das Gott der Herr behütet.

Wenn mordend und sengend der Feind darinnen wütet ...»

Lehrer Schmal war nicht der Einzige. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein erzählten praktisch alle niederländischen Lehrer mehr oder weniger dieselbe Geschichte über die Entstehung der Niederlande, jeweils leicht protestantisch, katholisch, sozialistisch oder liberal getönt. Eine Generation nach der anderen wuchs mit dem so genannten batavischen Mythos auf.

Bereits im 17. Jahrhundert ließen populäre Autoren wie Pieter Cornelisz. Hooft und Hugo de Groot sie in ihren Werken auftreten: Schließlich kämpften die Bataver gegen die Römer ebenso um ihre Freiheit, wie ihre Nachfahren gegen die Spanier um ihre Freiheit kämpften. Rembrandt malte sie, und Nationaldichter wie Joost van

den Vondel sangen ihr Lob. Die Hauptstadt der neuen Kolonie Niederländisch-Indien wurde nach ihnen benannt: Batavia. Innerhalb der protestantischen Bevölkerungsgruppen lebte außerdem noch ein Israel-Mythos: Angeblich stammten die Niederländer von einem verschollenen Stamm des Volkes Israel ab, so dass sie eine besondere Stellung bei Gott dem Allmächtigen hatten. Doch es war kein Zufall, dass Lehrer Schmal den Batavern den Vorzug gab: Mit dieser Geschichte konnten die niederländische Bürgerschaft und der niederländische Freiheitssinn aus dem Altertum hergeleitet werden.

Zudem waren die Bataver flexibel, ihre Geschichte konnte den Anforderungen der Zeit angepasst werden. In späteren Jahren ging es nicht mehr nur um ihre Wehrhaftigkeit, sondern ab dem 18. Jahrhundert wurden sie vor allem wegen ihrer angeblichen Reinlichkeit und Natürlichkeit ausgebeutet. Sie waren das Symbol der niederländischen Aufklärung. Es gab damals einen engagierten Intellektuellen, Vater Eelhart, der in seinem Garten eine batavische Hütte hatte errichten lassen, wo er allen detailliert die Lebensweise und das Gedankengut unserer edlen Vorfahren erläuterte. Er muss sich fast alles aus den Fingern gesogen haben, aber das kümmerte niemanden. Als die Französische Revolution im Jahre 1795 auch die Niederlande auf den Kopf stellte, wurde das Land sogar für kurze Zeit zur Batavischen Republik umgetauft.

Das ist nun alles Vergangenheit. Während des Bildersturms der rebellischen sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zerfiel, fast beiläufig, auch diese Heldengeschichte in tausend Scherben. Die Bataver wurden endlich in die Kulissen verbannt, und das nicht zu Unrecht. Schließlich waren sie nicht die Vorfahren der heutigen Niederländer. In den Jahrhunderten nach den Batavern haben in den Niederlanden so viele Völkerwanderungen stattgefunden – auch Migration hat es zu allen Zeiten gegeben –, dass der durchschnittliche Niederländer keinen Tropfen batavisches Blutes mehr in seinen Adern hat.

Auch waren die Bataver nicht die Ureinwohner der Niederlande. Als sie in das Gebiet kamen, etwa 50 v. Chr., da lebten dort bereits etwa 75 000 Menschen, die verschiedenen germanischen Stämmen angehörten. Der Westen – wo heute Städte wie Rotterdam, Den Haag und Amsterdam liegen – war eine Wüstenei aus Dünen und Torfmooren, eine Einöde, durch die nur Jäger und Nomaden streiften. In der Landesmitte gab es riesige Wälder, und im Norden erstreckte sich eine schier endlose Gezeitenlandschaft, die von Prielen und Meeresarmen durchschnitten wurde. Im Süden aber wurde schon in der Vorzeit Eisen verhüttet, und in der späteren Provinz Limburg gab es eine Feuersteinmine, deren Produkte über Hunderte von Kilometern gehandelt wurden. Sogar im trostlosen Norden wurde, wie viele Bodenfunde zeigen, reichlich Vieh gehalten. Ein Gebiet wie Drenthe war in der Eisenzeit bereits relativ dicht bevölkert. Das kann man unter anderem auf Luftaufnahmen der Provinz erkennen, auf denen die Äcker jener Zeit immer noch erkennbar sind.

Tatsächlich waren die Bataver ein Kriegsvolk, das vermutlich nach einem Konflikt mit seinem Mutterstamm, den Chatten, Mitteldeutschland verlassen hatte. Möglicherweise war der Grund für den Konflikt die Kollaboration mit den Römern, wozu gerade die Bataver nur allzu bereit waren, Generation für Generation. Sie stellten sehr viel größere Hilfstruppen als üblich. Historiker haben berechnet, dass aus jeder Familie durchschnittlich ein bis zwei Kinder im römischen Heer dienten. In verschiedenen römischen Quellen wird ihre Kampfeslust, ihre Kraft und vor allem ihr Durchhaltevermögen sehr gerühmt. Sie waren jahrzehntelang gern gesehene Legionäre. Eine Reihe von Batavern wurde zu Beamten des Reichs ausgebildet, und aus einem wiedergefundenen Grabstein geht hervor, dass einer es sogar bis in die kaiserliche Leibwache schaffte.

Der Aufstand selbst war aber alles andere als ein Mythos. Sogar für die Römer war er ein so wichtiges Ereignis, dass Tacitus ihm in seinen *Historien* großen Raum widmete. Damit ist dieser batavischer Aufstand eines der ersten Fakten in der niederländischen Geschichte,



und der Anführer der Rebellion, der einäugige Bataver Julius Civilis, die erste exakt beschriebene Person. Auch er diente übrigens als hoher Offizier im römischen Heer.

Eigentlich handelte es sich eher um eine Meuterei als um einen Aufstand. Die Bataver hatten immer freiwillig in den römischen Legionen gedient, doch mit der Zeit waren die Römer dazu übergegangen, die Bataver auch unter Zwang zu rekrutieren. Selbst Alte wurden in den Dienst gepresst – um sie erst nach Bezahlung eines Lösegeldes



Rembrandt Harmensz van Rijn,
Die Verschwörung des Claudius Civilis
(1661)

okument
C.H.Beck

wieder freizulassen. Der Unmut war groß. Als nach dem Selbstmord von Kaiser Nero nicht weniger als vier Kandidaten um den römischen Kaiserthron stritten, war der richtige Moment für eine Rebellion gekommen.

Auf den römischen Flussschiffen meuterten die batavischen Ruderer. Die acht desertierten Kohorten aus Mainz – etwa 5000 hervorragend ausgebildete Soldaten – bildeten ein schlagkräftiges Heer. Die römischen Besatzer des westlich von Nimwegen gelegenen

Landstrichs Betuwe wurden schmachvoll geschlagen. Tempel und Befestigungsanlagen wurden niedergebrannt – bei Nimwegen, Alphen aan de Rijn und Xanten hat man Kampf- und Brandspuren entdeckt, die tatsächlich auf die Zeit um 70 n. Chr. datiert werden können. Sobald in Rom wieder Ruhe eingekehrt war, marschierten jedoch sogleich rund acht Legionen, etwa 40 000 Mann, in Richtung Norden. Aus Gallien kam außerdem eine starke Flotte. Die Betuwe, das Kernland der Bataver, wurde fast vollständig zerstört. Heftige Herbstregen brachen aus, das Land wurde unpassierbar, die Römer blieben im Schlamm stecken, und auch die Bataver hatten die Nase voll. Schließlich kam es auf einer Brücke zu Verhandlungen, und an dieser Stelle bricht Tacitus' Bericht ab.

Es wurde Frieden geschlossen, vermuten wir, und das war im Interesse beider Parteien. Die Bataver sollten noch lange Zeit treue Diener der Römer bleiben. Das ist, so weit wir wissen, die tatsächliche Geschichte unserer mythischen Bataver. Aber Lehrer Schmal konnte sie schöner erzählen.